

Das Pfennig-Magazin

für
Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 444.]

Neue Folge. Neunter Jahrgang.

| 5 Juli 1851

Pferdetanz.



Wie kein anderes Thier hat das Pferd für Musik und Tanz einen feinen Sinn. Daß vier Reiter mit ihren Pferden eine Quadrille aufführen, ist noch das geringste Kunststück. Auch ohne Reiter lassen sich Pferde zu solchen Manoeuvres abrichten. Bis zu welcher Gewandtheit und Kunstfertigkeit ein geschultes

Reitpferd gebracht werden kann, ward uns oft genug im Circus der Vereiter gezeigt. Edler Stolz und Anmuth bezeichnet den Gang und die Stellung des in der Reitschule gebildeten Pferdes; es scheint sich zu fühlen, sich selbst zu gefallen in glänzendem Geschirre und vornehmen Schmuck.

Schweizerheimweh.

Wo nur Raoul heute bleibt! Mir wird so bange um ihn! sagte Marie zu ihrer Mutter. Er ist heute mit dem Fremden zum gefährlichen Felsprung gegangen, wo schon mehre hinabgerutscht sind. Und Raoul bleibt so lange!

Sei unbesorgt, Kind, entgegnete die Mutter. Raoul

ist trotz seiner Jugend bedächtigt und vorsichtig wie kein anderer Führer. Deshalb wird er ja auch den Fremden immer empfohlen, und bringt dann stets einen hübschen Führerlohn mit nach Hause. Vielleicht ist er zu weit mit dem Fremden gegangen, um wieder zurückkehren zu können, und bleibt die Nacht drüben im Dorfe beim Heinerle, was ja schon oft vorgekommen ist; vielleicht kommt er aber auch noch. Sieh', Marie! Ein Alpenführer ist zwar ein immer gesuchter und begehrter Mensch und hat auch, wenn er wie Raoul brauchbar ist, sein reichliches Auskommen; sein Leben schwebt aber stets in Gefahr, und wenig Führer sind noch eines natürlichen Todes gestorben. Ich habe es daher auch immer gemüßbilligt, daß Raoul das Geschäft seines Vaters, der darüber zu Grunde gegangen ist, übernommen hat. Doch — hörst du — Capitano, Raoul's Hund, schlägt an, ein Zeichen, daß sein Herr sich naht.

So sprachen die beiden Schweizerinnen im Sennhause, das zugleich ein kleines Gasthaus für den Sommer war. Im Winter mußten sie freilich in das Thal ziehen und von Dem leben, was sie sich im Sommer gepart hatten. Raoul's Vater hatte, als dieser noch nicht zehn Jahre alt gewesen war, einst einen Fürsten, der vom Norden kam, auf die Gemsejagd begleitet. Der Fürst hatte sich zu hoch gewagt und konnte nur dadurch gerettet werden, daß Raoul's Vater sein Leben auf das Spiel setzte. Der Fürst entging der Gefahr und Raoul's Vater stürzte tief in die Felsenklüfte hinab, unzugänglich für jeden menschlichen Fuß. Dieselben Wege ging jetzt der sechs Jahre älter gewordene Sohn. Daher die Angst der Mutter.

Capitano scharfte an der Haus Thür, Marie sprang hinaus und machte dieselbe auf. Raoul und der Fremde kamen zurück und erzählten, daß sie es nur dem treuen Hunde verdankten, daß sie ohne Unglück davongekommen wären, denn Capitano sei stets vorausgesprungen und habe bei jeder gefährlichen Stelle laut gebellt.

Der Reisende entleidete sich so weit als thunlich, nahm das einfache Abendbrot, das ihm das Sennhaus bieten konnte, zu sich und erzählte dabei viel von fernen Gegenden, die er alle schon durchstrichen habe.

Nicht wahr, Raoul, sprach er, ich bin ein schon geübter Reisender, denn Schritte kann ich machen, die den Deinigen nicht nachstehen.

Gewiß, Herr Sternebalb, entgegnete Raoul, und Sie haben auch alle die guten Eigenschaften, die bei einem Reisenden in der Schweiz erforderlich sind.

Wir werden also, fuhr Sternebalb fort, noch die ganze Woche hindurch auf den nächsten Bergen zubringen müssen, um alle ihre Schönheiten so recht genießen zu können, dann aber mußt du mich auch weiter begleiten, denn einen bessern Führer als dich glaube und fürchte ich nicht wieder anzutreffen.

Aber Herr Sternebalb, entgegnete Raoul, ich weiß ja dann die Wege nicht und kann Ihnen also gar nichts nügen.

Ei wohl kannst du mir nügen, sprach Sternebalb, und wenn es auch nur dein guter Rath, dein immer munterer Geist wäre, der mich begleitete, es wäre mir das schon genügend; und nicht wahr, so wendete er sich zu Raoul's Mutter, Ihr erlaubt es, daß Raoul mich auf allen meinen Schweizerreisen, die den ganzen Sommer hindurch dauern, begleiten darf? Wenn dann der Herbst kommt, komme ich mit ihm wieder zurück und bringe ihn unverfehrt in eure Hände.

Dazu gehört längere Erwägung, entgegnete Raoul's

Mutter, denn wer soll statt seiner die Fremden führen, und Raoul's Führerlohn ist ja unser Hauptverdienst; von unserer kleinen Wirthschaft allein würden wir nicht lange leben können.

Diese Zweifel, sprach Sternebalb, werden sogleich gelöst sein, wenn ich sage, daß ich Raoul ganz in meinen Dienst nehmen und daß ich ihm außer freier Kost auch einen guten Lohn geben werde, den er seiner Mutter und Schwester abtreten kann und wird. Seid ihr nun zufrieden?

Darauf wußten sie denn freilich nichts zu entgegenen und es blieb dabei, daß Raoul mit Herrn Sternebalb abreisen sollte.

Einige Wochen hindurch hielten sie sich noch in der Nähe der Sennhütte auf, dann aber mußte Raoul Abschied nehmen von den Seinigen. Mit schwerem Herzen schied er von der Hütte, in der er geboren war und von der er sich nie weiter als höchstens fünf oder sechs Stunden entfernt hatte, von der Mutter und Schwester, die er noch nie länger als einen Tag nicht gesehen hatte, und von den Bergen und Thälern seiner Heimat, wo er alle Wege kannte, alle Bäche und alle Felsen. Aber er mußte sie verlassen und zog hin in die Fremde. Immer weiter zogen sie nach Südost und somit auch weiter von Raoul's Heimat. Zwar sah er Berge, Felsen, Thäler und Flüsse, wie er sie noch nie gesehen hatte, zwar sah er Städte, in denen es wogte von tausendfältigem Leben, aber nichts kam ihm so traulich, so lieb vor als das Dörfchen, das unten im Thale lag, wo seine Sennhütte stand. Der Sommer war vorüber und auch schon der Herbst hatte längst begonnen, und noch immer zogen Sternebalb und Raoul weiter. Durch zuverlässige Botschaft hatte Raoul immer Sendungen an seine Mutter gemacht und empfing auch einige male Antwort; je weiter er sich aber entfernte, desto spärlicher wurde ihm dies Glück zu theil. Oft dachte er an die Heimreise, aber Herr Sternebalb wollte noch nichts davon wissen und sagte ihm einst sogar, daß er nur einige Tage bei seiner Mutter bleiben könne, da sie alsbald wieder abreisen würden nach Herrn Sternebalb's Heimat in Pommern.

Genf war der letzte südwestliche Punkt der diesjährigen Reise, und nachdem sie sich nur wenige Tage in dieser Stadt mit schiefen winkligen Gassen aufgehalten hatten, reisten sie auf den kürzesten Wegen nach Raoul's Heimat.

Raoul's Mutter war schon längst von der Höhe herab in das Dorf gezogen und lebte von dem von Raoul übersendeten Gelde, oft betrübt durch ihres Sohnes Abwesenheit, da sie ihn so ungern entbehrte. Je größer der Schmerz über seine lange Abwesenheit gewesen war, desto lauter war aber auch die Freude, als Sternebalb und Raoul eines Abends in das kleine Stübchen traten. Capitano umsprang seine alten Freunde so heftig, daß die Mutter kaum an Raoul's Hals kommen konnte.

Wie glücklich bin ich, sprach Raoul's Mutter, daß Ihr wieder da seid; eine große Sehnsucht hatte ich nach dir, Raoul.

Ach, und ich erst, entgegnete Raoul. Glaubst du, Mutter, daß ich mich weniger gesehnt hätte?

Eine ganze Woche lang konnte Raoul die Seinigen genießen, da auf einmal begann Herr Sternebalb wieder vom Abreisen zu sprechen.

Bereite dich, sprach er zu Raoul, daß wir morgen weggehen können, denn ich bin gesonnen, dich mit nach meiner Heimat zu nehmen und dich auf immer

bei mir zu behalten. Deine Mutter wird gewiß nichts dagegen haben.

In der That, sprach Raoul's Mutter, ist es stets mein sehnlichster Wunsch gewesen, aus Raoul etwas Anderes als einen Alpenführer machen zu können, aber ihn so weit von mir wegzulassen, das lag doch nie in meinem Plane. Wenn jedoch damit Raoul's Glück begründet wird, so mag er in Gottes Namen mit Ihnen ziehen, denn der Kinder Glück ist ja der Ältern Streben.

Ach liebe Mutter, sagte Raoul, ob ich Das aushalte, von dir, von Marie und von der Heimat so entfernt zu leben, ohne euch so bald wieder zu sehen, das glaube ich nicht.

Denke nicht, fiel Sternebalb ein, daß du viele Jahre von den Deinigen entfernt bleiben sollst. Gott bewahre! Ich mache alle Jahre Reisen, auf denen du mich begleiten sollst, und dabei reisen wir allemal auf eine Woche in die Schweiz zu deiner Mutter. Der Lohn, den ich dir zusichere, ist so, daß deine Mutter und Marie von der Hälfte desselben gut sich während des Winters ernähren können. Im Sommer führt Marie mit Hilfe Capitano's die Fremden; auch die Wirthschaft auf der Alm trägt Einiges ein. Du selbst, Raoul, sollst in meiner unmittelbaren Nähe bleiben und ein gutes Leben haben.

Raoul hatte noch Manches einzuwenden und sagte auf Bitten seiner Mutter nur mit Widerstreben zu, denn er war mit ganzer Seele Alpenführer und ging gern die Wege, die er so oft Fremden gezeigt hatte. Nachdem er noch einmal trotz der trüben Jahreszeit alle Spielplätze seiner Jugend besucht hatte, reiste er mit Herrn Sternebalb ab. Die Reise ging schnell und Raoul gefiel sich auch in seinem neuen Geschäftskreise, als nächster Diener seines Herrn.

Nach längerer Reise kamen sie nach Pommern. Hier hatte Herr Sternebalb ein Gut, dessen Versorgung er einem treuen Verwalter übergeben hatte. Freude erscholl überall, als es hieß: Herr Sternebalb kommt. Denn er war allen seinen Dienern ein geliebter, guter, einsichtsvoller Herr. Freundlich empfingen sie auch ihren neuen Kollegen, und Raoul fand sich bald wohl in seinem neuen Lebenskreise. Das Gut Sternebalb's lag in einer schönen Gegend; Wald wechselte mit Feld, Wiesen lagen an netten Gärten und ein zwar kleiner, aber reiner Bach durchschlängelte die Fluren. Raoul betrachtete das Besitztum seines Herrn mit Wohlbehagen und machte seine Gedanken, als Beide einst zusammen auf die Jagd ritten, in folgenden Worten offenbar: Ich begreife nicht, Herr Sternebalb, warum Sie jährlich so große, weite Reisen unternehmen, da Ihnen doch ein schönes Besitztum Spielraum zu mannichfaltiger Thätigkeit läßt.

Du urtheilst ganz richtig, erwiderte Sternebalb, doch will ich dir meine Gründe mittheilen. Mein Vater war leidenschaftlicher Oekonom, nahm mich als kleinen Jungen immer mit auf seinen Wegen und erklärte mir hier eine Pflanze, dort einen Baum. Dadurch erwachte früh in mir eine Lust nach Beschäftigungen mit dem Studium der Natur. Ich bezog ein Gymnasium, eine Universität und hatte dabei keinen andern Zweck als Nahrung zu suchen für meinen Durst nach Neuem in den Naturwissenschaften. Mein Vater starb und hinterließ mir nicht nur dieses Gut, sondern auch noch außerdem ein ziemlich bedeutendes Vermögen, das mehr als hinlänglich war, mich zum vornehmen Manne zu machen. Dies zu sein und zu werden lag nicht in meinem Charakter, wol aber freute ich mich darauf,

mein Geld anwenden zu können, um zum Vortheil der Wissenschaften zu reisen. Mein Gut ließ ich in den Händen eines erprobten Mannes, der es sich auch, wie du gesehen haben wirst, hat angelegen sein lassen, meinem in ihm gesetzten Vertrauen zu entsprechen. Die Ausbeute für mein Studium, die ich auf der Reise gemacht habe, ist mir mehr werth als die doppelte Summe der Reisekosten. Du siehst nun also den Grund wohl ein, warum ich mein Besitztum so lange verlasse.

Da Beide an den Platz gekommen waren, wo sie sich zur Jagd anschicken wollten, sprachen sie nicht weiter.

Raoul, dem diese Art Jagd etwas ganz Neues war, ergözte sich sehr daran, und obgleich er noch ziemlich unthätig dabei stand, so freute er sich doch über das Waidmannsheil seines Herrn und trabte lustig neben diesem her auf einem Pferde mit drei Hasen beladen, und ließ sich ruhig einhüllen von den weißen Flocken, die in ungemessener Zahl vom Himmel fielen. Es waren nämlich die letzten Tage vor Weihnachten. Noch war bis daher das Wetter immer freundlich gewesen; da auf einmal wollte der Himmel sein ganzes weißes Leichentuch ausbreiten über die Fluren. Der Schnee nahm zu und eine ausgezeichnete Schlittenbahn stand in Aussicht. Raoul freute sich darauf wie ein Kind auf seinen Geburtstag, auch sein Herr theilte seine Freude und sagte, sie würden, wenn die Bahn vollkommen gut wäre, zusammen nach der nahen Stadt fahren, um eine Gemäldeausstellung zu beschauen. Das war für Raoul wieder etwas Neues, und so wurde er von Einem zum Andern gleichsam fortgerissen, sodas er nicht viel einsam war und sich den trüben, sehnsüchtigen Gedanken an seine Heimat nicht hingeben konnte.

(Beschluß folgt.)

Diamantschleifereien.

Diamantschleifereien bilden in Amsterdam einen Industriezweig, der sich fast ausschließlich in den Händen der Juden befindet. Es gibt in Amsterdam unter andern eine Fabrik dieser Art, in welcher das Diamantschleifen in größtem Maßstabe betrieben wird. In dem besonders dazu eingerichteten Gebäude setzen in dessen unterm Raume vier Pferde eine senkrecht stehende Welle in Bewegung. Diese geht in das obere Stockwerk hinauf, in einen großen Saal, wo sie in ein Rad greift, welches gegen 50 eiserne Scheiben in reißend schnelle Bewegung bringt. Vor jeder Scheibe steht, wie in einer Buchdruckerei die Setzer vor ihren Kästen, ein Arbeiter, der den in eine metallische Substanz eingekitteten, an einem Stabe befestigten Diamant gegen die mit Öl und Diamantstaub belegte Scheibe drückt, um so durch Schleifung eine Facette hervorzubringen, was in wenigen Minuten geschehen ist. Doch gilt dies nur von kleinen Diamanten. Ehe man es unternimmt, einen großen Stein zu bearbeiten, wird durch Verfertigung von Zeichnungen nicht weniger Zeit aufgewendet, als wenn es sich darum handelte, ein prächtiges, kostspieliges Bauwerk aufzuführen.

Irreguläre russische Cavalerie.

Ischerkette in Dienstkleidung.

Baschkir.

Linienkosack vom Kaukasus.



Lezghier.

Donischer Kosack.

Ischerkette in Paradekleidung.

Tatarischer Kosack aus der Krim

Linienkosack vom Kaukasus.

Kosack vom Ural.

Begräbnißfeierlichkeiten der Samojeden.

Zu den unbekanntesten Völkern der Erde gehören die Samojeden. Man kann darauf wetten, daß es selbst manchem Gebildeten schwer fallen sollte, aus dem Stegreife ihren Wohnsitz genauer anzugeben. Und ganz genau ist er auch nicht zu bestimmen, da sie Nomaden sind, welche mit ihren Rennthieren herumwandern, wo es für diese Rennthiermoos gibt, und Viele von ihnen, denen der Brantwein oder eine Seuche ihren einzigen Reichthum raubte, der nur in Rennthieren zu bestehen pflegt, längs den Flüssen sich aufhalten, die nach dem Eismeere führen, um hier Fische zu fangen. Theilt man die unendlich große Statthalterschaft Tobolsk in zwei Abschnitte, einen nördlichen und einen südlichen, so wird man wol nicht irren, wenn man den erstern den Samojeden als Wohnsitz anweist, wäre aber im Irrthume, falls man sie allein hier zu finden glaubte; denn es haben sich auch Russen selbst hier und da angestehlet, wodurch das arme Völkchen immer mehr zusammenschmilzt; denn so pflüßig und verschlagen der Russe ist, wenn es gilt, den Samojeden Brantwein auf Rennthierfelle, Fuchsbälge und andere werthvolle Gegenstände abzuschwagen, so gedankenlos, einfältig, stupid, sorglos, faul und träge sind diese selbst. Schwerlich dürfte außer den Buschmännern am Cap in Afrika ein gleich uncultivirtes Menschengeschlecht gefunden werden. Seit einem Menschenalter sind sie meist zum Christenthume bekehrt, wenn man das Hersagen einiger Floskeln und die Beobachtung der und jener Ceremonie so nennen darf, ja selbst die so Bekehrten haben ihre alten Götzen beibehalten, welche unter allen Götzenbildern wol die einfachsten sind, die der Mensch erdenken kann: ein langer Pfahl, in die Erde gesteckt, eine Palissade, und ebenso dann mit dem Beile rechts und links das Auge, geradeaus die Nase, querüber der Mund angebeutet. Opfert ihnen der Samojede ein Rennthier, so schmiert er ihnen doch buchstäblich das Maul mit etwas Blut von dem Thiere, welches er mit Weib und Kind selbst, und zwar am liebsten gleich roh verzehrt, daß kaum Haut und Haar übrigbleibt. Kurz, man denke sich das roheste und einfältigste, schmutzigste und unwissendste, von Hunger und Kummer, Ungeziefer und Brantwein vernichtete Völkchen, Klein und häßlich, bis zum Abschreckenden gebildet und so ein Wesen in Rennthierfelle gekleidet, so hat man einen Samojeden. Merkwürdig ist aber doch, daß selbst bei diesen an Geist und Körper so beschränkten Menschen eine Menge Ceremonien bei Leichenbestattungen stattfinden, die nun wieder wenigstens auf viel Methode in ihren Thorheiten hindeuten. Oben an der eisigen Meeresküste gibt es große Begräbnißstätten, wohin sie die verstorbenen Ihrigen, in Birken-Bastmatten gehüllt, oft aus großer Ferne bringen. Ähnliche solche gemeinsame Todtenstätten sind hier und da im einsamen Walde oder an einem der nach dem Eismeere führenden Flüsse, wovon einer sogar der „Leichenfluß“ heißt. Trockene Anhöhen mit Sandboden, der im Sommer tiefer thaut und daher leichter als Grab zu gebrauchen ist, werden vorzugsweise dazu benutzt. Wir wollen sehen, wie der Leichenwagen eines Samojeden dahin abfährt! Eben ist ein Mann oder Weib gestorben; gerade auf dem Punkte, wo sein Sterbelager steht, hebt man seine Zeltwand in die Höhe und schiebt nun den Leichnam, mit dem Kopfe voran, hinaus; durch den gewöhnlichen Eingang des Zeltes darf man ihn um keinen Preis hinaus schaffen; denn da wäre seine Wiederkehr aus dem Grabe zu fürchten und

er könnte als schreckendes Gespenst die übrigen lebenden Zeltgenossen besuchen. Die Kleidung läßt man, wenigstens im Winter, dem Todten, im Sommer wickelt man ihn in Birkenbast und befestigt ihn mit Riemen auf einen Schlitten, an welchen zwei bis vier Rennthiere gespannt werden, wenn der Wohlstand der Familie es erlaubt, und wieder wählt man gern solche, mit denen der Verstorbene zu fahren pflegte. Womit er sich im Leben vorzüglich beschäftigte, was er benutzte, packt man auf einen andern Schlitten, und nun geht es nach dem Begräbnisorte fort, welchen der Tatibé als den besten bezeichnet hat. Der Tatibé ist nämlich der Weise, der Zauberer, der Arzt, der Priester, der Prophet, kurz ein Mann, der weiser ist als hundert Samojeden; denn so tief steht kein menschlicher Verein, daß nicht ein paar verschmigte Köpfe unter ihnen wären, die auf Kosten ihrer noch einfältigern Brüder bequem zu leben wissen und sich zu ihren geistigen Herren machen.

Ist der Leichenzug glücklich an Ort und Stelle, so wird eine Gruft, ein Grab gerade etwa so tief gegraben, daß eben der Körper hineingelegt werden kann, mit dem Gesicht ganz oder doch so ziemlich nach der Erde unten gerichtet, damit ihn nicht die Sonne blende oder wol gar zum Leben wieder aufwecke. Um ihn herum legt man die mancherlei Dinge, die er im Leben zu brauchen pflegte: seinen Kessel, Kochlöffel, Eßschüssel und Messer und Löffel dazu, Beil, das Tabackshorn voll Taback, Schlingen zum Fangen der Rennthiere, ja wol selbst eine Büchse, wenn er sie besaß, oder doch Pfeil und Bogen u. s. w. An allen diesen Dingen ist aber etwas verdorben worden; in die Kleider machte man ein paar Einschnitte, den Löffel, den Bogen, die Pfeile zerknickte man. Eine weibliche Leiche bekommt in gleicher Weise die ihr im Leben nothwendigen Geräthschaften mit ins Grab: Nadel, Sehnen zum Nähen, das Messer zum Schaben der Rennthierhaut. Jetzt ist der ganze Raum des engen Grabes vollgefüllt; man deckt noch ein paar Breter auf den Leichnam, schüttet die Erde hinein und ebnet Alles nach Möglichkeit. Doch da ist noch der Schlitten, auf dem der Todte herbeigeführt ward. Auch ihn zerbricht man; denn seine Trümmer sollen die Stätte schmücken. Und die Rennthiere, die den Schlitten zogen? Sie werden als Todtenopfer geschlachtet. Grausam werden sie ermordet, doch mindestens blitzschnell. Zwei Männer stellen sich zu beiden Seiten des Thiers auf, ein Dritter faßt hinter ihm Posto. Jeder hat einen langen Spieß, und auf ein gegebenes Zeichen stürzen alle Drei auf das Opfer los, das augenblicklich zusammenstürzen muß, wenn es kein unglückliches Zeichen sein soll; dem zweiten, dritten, vierten Rennthiere geht es ebenso und die todten Körper legt man ans Kopfende der Leiche, wie wenn sie angespannt werden sollten. Hier findet wirklich eine große Selbstauopferung statt; der gefräßige Samojede, der selbst seinen hölzernen Götzenbildern nur das Maul mit einigem Blute der Opfer bestreicht, welche er ihm bringt, um sie selbst zu verzehren, läßt dem Todten zu Ehren diese todten Rennthiere hier, welche nun ein Raub der Verwesung oder der Wölfe und Bären werden. Ist dies Liebe zum Todten? Achtung? Schwerlich! Vermuthlich wirkt die Furcht ein, daß er als Gespenst wiederkäme und Rache nehmen würde, wenn man ihn hinderte, an der großen Götterjagd im Elysium Theil zu nehmen; denn die Furcht vor den Todten ist auffallend, und selbst jetzt, wo man nun dem Abgeschiedenen die letzten Worte zuruft, äußert sie sich: „Gehe uns nicht

nach! Gehe in dein eigenes gutes Land! Deine Wege, dein Land sind gut! Gehe uns nicht nach!" Alles zerstreut sich endlich. Der wohlhabende Samojebe läßt öfters über der Grabstätte ein vierseitiges Gerüste oder Denkmal in Gestalt eines Kastens oder Sarges aufrichten und wol gar mannichfach verzieren. Daß der Glaube an eine Fortdauer des Lebens nach dem Tode auch bei diesem auf so ganz niedriger Bildungsstufe stehenden Völkchen gerade wie bei so vielen andern rohen Völkern vorherrsche, ist nach dem hier Mitgetheilten nicht zu verkennen, nur freilich thut er sich mehr in der schon gerügten Furcht kund, die noch geraume Zeit den Verstorbenen überlebt. Kein Samojebe sagt ein Wort von einem jüngst Verstorbenen, denn sonst könnte er als Gespenst das Grab verlassen; kein Mensch vollends nennt seinen Namen; muß man von ihm reden, so geschieht es mit dunkeln Nebensarten, daß man kaum weiß, wer und was gemeint sei. Jahre vergehen, ehe sein Name wieder erwähnt wird; erst muß der Herr Tatibé sein Gutachten darüber geben. Wäre aber gar der Todte so ein Tatibé gewesen, nun dann mag bis dahin ein halbes Jahrhundert verstreichen. Überhaupt fürchtet man das Wiedererscheinen solcher Leutchen nach dem Tode noch ungleich mehr als das von gewöhnlichen Leichen, wozu wol diese verschmigten Köpfe selbst das Ihrige beitragen müssen; denn von einem solchen berichtet die allgemeine Sage sogar, daß er sichtbar vor Aller Augen mit seinen Kenntnieren lebendig zum Himmel aufgefahren sei. Eine Frage müssen wir freilich noch unbeantwortet lassen: Wie steht es mit den armen Samojuden, die keine Kenntniergeherden besitzen und blos vom Fischfange leben müssen? Wie werden ihre Todten begraben? Vermuthlich wie meist bei uns: ohne Sang und Klang!

Der größte Bienenstock.

Unter allen Bienenstöcken der Erde ist wahrscheinlich der größte auf der Halbinsel Krim am Schwarzen Meere. Nur schade, daß er nicht beschnitten werden kann wie die in unsern Bienenhäusern.

In den Spalten eines hohen, senkrecht ablaufenden Felsens, an dessen Fuße die wilden Wogen des Meers brausen, haben sich Millionen von Bienen seit vielen Jahrhunderten angesiedelt. Nie zerstört von der Lüsterheit der Menschen, sammeln sie Jahr aus Jahr ein so viel Honig, daß sie ihn in der kältern Jahreszeit nimmer aufzehren können. Er dringt deshalb häufig aus den Spalten heraus und läuft unbenutzt und zum großen Arger für die Schiffer an dem Felsen herab. Wolte ein verwegener Kletterer sich an einem Seile von oben herablassen und den friedlichen Bewohnern der Klüfte ihr Eigenthum nehmen, so würde er gewiß unter den Stichen der erzürnten Bienen sein Leben aushauchen müssen.

Daß übrigens die wilden Bienen, von deren Honig Johannes der Täufer lebte, gern in Felsenklüften leben, beweist schon der 81. Psalm, in welchem es heißt: „Ich würde sie mit dem besten Weizen speisen und mit Honig aus dem Felsen sättigen.“ Auch der Prophet Jesaias sagt (Cap. 7, 19) von den Bienen im Lande Assur, daß sie sich legen in die Steinklüfte, in alle Hecken und in alle Büsche.

Die Coglione-Sonetten.

Ciccio, ein Florentiner, ward von einem geistreichen Manne ein Coglione (Schuft) gescholten. Er belangte den Beleidiger vor Gericht und dieses sprach ihm hundert Scudi zu. Der großmüthige Beleidiger ließ ihm aber 300 Scudi auszahlen. Darüber hatte der arme Ciccio eine solche Freude, daß er in Gegenwart der Zeugen, die ihm das Geld auszahlten, erklärte, nun möge der Beleidiger ihn ein ganzes Jahr lang einen Coglione schelten, er thue auf alle Klagen Verzicht. Von dieser Erlaubniß machte denn auch sein früherer Beleidiger Gebrauch und schickte dem Ciccio ein ganzes Jahr lang jeden Morgen ein Sonett ins Haus, in welchem er ihn unter immer neuen Wendungen und mit unerschöpflichem Wize 365mal einen Coglione schalt. Diese Schimpfsonetten sind unter dem Titel: „La Cicceide etc.“ zusammengedruckt worden und ihre Sammlung gehört zu den größten Seltenheiten der Litterargeschichte.

Die Trappe.



Wie billig hat die Trappe, der europäische Strauß, bereits vorlängst durch Bild und Wort in diesen Blättern (vergleiche Jahrgang 1839, Nr. 327) ihre Vertretung gefunden. Immerhin mag sie aber neben der sitzenden Gestalt, in welcher wir sie dort erblicken, auch in aufgerichteter sich noch einmal präsentieren. Beide Abbildungen zusammengehalten versinnlichen uns den stattlichen Vogel — denn er wiegt oft bis 30 Pfund —, der in Deutschland ziemlich häufig angetroffen wird und durch besondere Wachsamkeit sich auszeichnet, sodas die im Schießen geübtesten Jäger es für eine Ehre halten, eine Trappe zu erlegen, und die offenerzigern unter ihnen gern gestehen, daß ein solcher Erfolg in der Regel mehr durch Zufall als durch Geschicklichkeit erlangt werde.

Mannichfaltiges.



Der Blumenmarkt in Amsterdam, der alle Montage gehalten wird, bringt die weltbekannte Blumenliebhaberei der Holländer recht zur Schau. Eine ziemlich breite, über 200 Schritte lange Straße ist dicht mit Topfgewächsen, die meist von Harlem hergebracht werden, besetzt, zwischen welchen und den Verkäufern hindurch sich Tausende von Menschen aller Stände drängen und bewegen, um Blumen und ausländische seltene Gewächse zu beschauen und zu kaufen. In den benachbarten Kaufmannsgewölben findet man Alles, was auf Blumenliebhaberei und Blumenpflege Bezug hat, die schönsten Töpfe, die zierlichsten Blumenstöcke, Gläser für Zwiebelgewächse u. s. w.

Die indischen Schlangenbeschwörer (Chamawales) leisten fast Unglaubliches. Ein Reisender, der sich längere Zeit in Madras aufhielt, erzählt: Der Chamalawa, der uns eine Probe seiner Kunst gab, hatte in zwei aus Rohrgeflechten mit Decken versehenen Körben 6—8 Brillen- und Klapperschlangen, darunter auch eine Cobra von der schlimmsten Art. Er stellte die Körbe mitten in den Saal, öffnete sie und sang an auf einer Rohrpfife eine ganz eigene, widerlich-unheimlich klingende Melodie zu spielen. Bald darauf steckten die Schlangen ihre Köpfe aus den Körben, die Cobra blies ihren Kopf ungeheuer auf. Alle blickten mit funkelnden Augen den sich im Kreise drehenden, pfeifenden Zauberer an, höher und höher richteten sie sich auf, näher und näher kam ihnen der Chamalawa, bis sie ihn, auf den Schwänzen stehend, umstrickten. Immer leiser blies der Zauberer, kleiner wurden die Schlangen, ruhiger ihre Drehungen, weniger dick ihre Köpfe, bis er sie mit den Händen faßte und sachte wieder in die Körbe legte. Es äußerte Jemand die Meinung, den Thieren möge wol das Gift genommen sein. Sogleich ließ sich der Chamalawa ein Huhn geben, rupfte ihm an der Brust die Federn aus und ließ sich eine Schlange zum Biß bezeichnen. Eine Cobra ward erlesen; sie fuhr auf das Huhn los, das nach zwei Minuten todt auf der Erde lag.

Die Briel heißt ein durch steten Wechsel anmuthiges Thal nur einige Stunden von Wien, nächst dem Flecken Rödling, der als Badeort von der österreichischen Hauptstadt aus im Sommer fleißig besucht wird. In dem engen Felsenthale Briel reihen sich die beiden Dörfer Clausen und Briel so aneinander, daß sie sammt Rödling, von den hohen Bergen angesehen, eins zu bilden scheinen. Schwarze, hohe, sonst kahle Felsen steigen mächtig empor und werden

hier zu wilden Schluchten, dort zu heitern Matten. Das Ganze gehört dem Fürsten von Lichtenstein, der sich hier ein unvergängliches Denkmal gestiftet hat. Er ließ überall so viel nachhelfen, daß die kahlen Felsen sich mit den ihnen zuzugenden Kriechkiesern befreundeten, ließ die bedeutendsten Vorsprünge durch künstliche Ruinen, wo dergleichen aus alter Zeit nicht übrig waren, verschönern. Auf dem höchsten Punkte ließ er einen Tempel erbauen, der weit hinein ins Thal schaut und in dessen Mitte ließ er fünf tapfere Reiter begraben, die ihn in der Schlacht bei Aspern aus einem feindlichen Geschwader heraushiebon und alle Opfer ihrer Anhänglichkeit wurden. Eine steinerne Platte nennt der Nachwelt ihre Namen und ehrt sie wie den dankbaren Fürsten. Man könnte die Briel kurz und bezeichnend die Wiener Schweiz nennen.

Ab-el-Kader residirt noch immer im Schlosse von Amboise, in einer der schönsten und romantischsten Gegenden Frankreichs; denn eine Residenz ist recht eigentlich seine Gefangenschaft. Er lebt wahrhaft fürstlich, hat seinen Hofstaat, sein Hausorchester, Garten voll Blumen, und alle Annehmlichkeiten, wie einst in seinem Palaste zu Maskara. Und doch mag er nicht in Amboise bleiben und wünscht sich nach Meudon übersiedeln zu können, eine Ortsveränderung, welche sein Freund, der General Kabbier, in der Kammer angedeutet hatte. Meudon, diese königliche Residenz vor den Thoren von Paris in dem reizendsten Waldboudoir Frankreichs, hat Tausenderlei, wodurch es anziehen und festhalten kann. Aber die Franzosen riechen den eigentlichen Braten. Sie lassen den gefangenen Löwen in Amboise, der sich nach Meudon sehnt, weil dessen Wald voll von geheimen Schlupfwinkeln und Pfaden ist, weil Meudon neben der Eisenbahn liegt, weil die Eisenbahn ans Meer führt, weil am Meere ein Schiff liegen konnte, das ihn nach Algier zurückbrächte, wo er wie ein Feuerbrand unter seine Araber fiele, das helle Kriegsfeuer wieder lichterloh anzuzünden.

Der Ganges, der heilige Fluß der Hindus, entspringt auf den nördlichsten Höhen des Himalaya, und gleich bei der Quelle des Hauptarms, Baghirati, steht auf einer Höhe von mehr als 12,000 Fuß die erste Pagode unfern dem heiligsten aller ostindischen Badeörter. Durch Aufnahme vieler kleinerer Flüsse vergrößert er sich zu einem drei deutsche Meilen breiten Strome, der sich ungefähr 70 solcher Meilen vor seiner Mündung in den Golf von Bengalen in unzählige Arme theilt. Der Hauptarm, an welchem Kalkutta liegt, heißt der Hoogly, während die übrigen Arme den Namen Ganges behalten und unzählige Inseln (Sunderbunds) bilden. Das Wasser des Ganges ist den Hindus heilig und wird in ungeheuern Massen nach allen Theilen Indiens versandt. Außerdem wallfahrten Hunderttausende von Hindus zum heiligen Flusse, um sich in seinen Wellen zu baden; unzählige ertränken sich darin, um selig zu sterben. Der Ganges ist trübe und schmutzig. Einst — so sagen die Hindus — war er klar und hell; nur die in ihm abgewaschenen Sünden der Menschen haben ihn so unrein gemacht, wie er jetzt ist.

Durch alle Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz ist zu beziehen:

Das goldene Familienbuch,

oder der köstlichste Hauschatz für jede Haus- und Landwirthschaft. Dritte Auflage. 1 Thlr. (10,000 Exemplare gedruckt!)

Alle Recensenten nennen dieses Buch „einen goldenen Schatz“ — „einen Hauschatz im wahren Sinne des Wortes, der wahrhaften Nutzen bringt.“ Es ist ein Buch, das auch dem Unbemitteltesten hundertfach Mittel und Wege zeigt, sich eine sorgenfreie und glückliche Existenz zu sichern.

Verlag von L. Garcke in Merseburg und Leipzig.